

Klaus Schmidt

Verstehen, zu zweit zu leben

Eine subjekttheoretische Untersuchung
zum Paar

368 Seiten · broschiert · € 39,90
ISBN 978-3-95832-376-6

© Velbrück Wissenschaft 2024

2. Einleitung: Neue Perspektiven auf das Paar

Soll auf die Frage nach Eigentümlichkeit und Besonderheit des Paares antwortend reagiert werden, lässt sich versuchen, mit Elementen einer praxeologisch-poststrukturalistischen Theorie der Moderne zu arbeiten, um Verhaltensweisen im Paar als *Deutungsvorgänge* in den Mittelpunkt zu rücken.

Teil eines Paares zu sein, heißt, sich darauf zu *verstehen*, zu *zweit zu leben*. Und indem die Einzelnen das tun, was sie ›verstehen‹, etablieren sie Normalität. Zwischen ihnen beginnen sich Prozesse zu entrollen, die für jeden Einzelnen einen bedeutenden Stellenwert haben: In diesem Geschehen werden einzigartige Erscheinungen hervorgebracht, die mehr als die Summe der beteiligten Elemente sind.

Verstehen, zu zweit zu leben, bedeutet auch, dass, wo sich die Beteiligten *nicht darauf verstehen*, zu zweit zu leben, diese Effekte ausbleiben. Das Paar entsteht – lässt sich mit Blick auf ›die kleinste Einheit des Sozialen‹ sagen – in einem ›doing couple‹¹ voller Voraussetzungen. Die ›doings‹ – wissensbasierte, Verstehen ermöglichende Praktiken – erlauben ein affektiv-assoziatives Mitschwingen mit dem anderen, einen schlafwandlerisch sicheren Umgang mit den eigenen Expressionen und Artikulationen und denen des anderen, eine angstfreie Offenheit für die Zumutungen des Intimen. Strukturell gewendet kann man sagen: Das Paar stellt an die Lebensführung der Beteiligten Anforderungen, die sicher inkorporiert sein müssen.² Dass Subjekte *am Paar scheitern*, scheint eine landläufige, wenn auch so nicht oft benannte Erscheinung zu sein.³

Sich darauf verstehen, mit einem anderen – in der Moderne immer einem *besonderen* anderen – zusammen zu leben, kann und wird in vielen Fällen auch heißen, *die ungleichen Ausprägungen eines Spiel-Sinns* in einer der bemerkenswertesten Emergenzen auszugleichen. Dieses real beschreibbare, ausgleichende Schaffen ist jedoch keine pflegerische oder therapeutische Leistung. Es zeigt sich in diesem Fall *das Prinzip, durch das das Paar als eine Deutungspraxis entsteht*. Was bei de Singly⁴ im Anschluss an Berger und Kellner als ein identitätsschaffender Blick des *Pygmalion* verstanden wird, das ist in der Perspektive einer praxeologisch-poststrukturalistischen Theorie eine andere Tätigkeit, die als ›*kulturelles*

1 Werner Schneider et al., »Individuen-in-Paaren: Paarbeziehungen und Subjektkonzeption(en)«, zit. nach Wimbauer & Motakef, *Das Paarinter-view*, S. 3.

2 Vgl. Oevermann, »Sozialisationsprozesse als Dynamik der Strukturgesetzlichkeit«, S. 43.

3 ebd.

4 de Singly, *Le soi, le couple et la famille*.

Aufladen«, als »Formatieren« und »Arrangieren des Sozialen«⁵ im Paar erscheint. Pygmalions Blick schafft Paar-Realität, indem er Sinn in ein deutungsbedürftiges Geschehen hineinsieht: Er ordnet ein und löst ein – auf besondere Weise codiertes – ›Wechselverhältnis‹ aus. So könnte eine Kürzestfassung der hier eingenommenen kulturtheoretischen Perspektive auf das Paar lauten.

Die Kapitel im Einzelnen bringen folgende Argumentation:

Das erste Kapitel umfasst eine zu dem Thema der Arbeit hinführende Diskussion verschiedener wissenschaftlicher Zugänge zum Paar als Realität *sui generis*. Hier wird die für die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts übliche Deutung des Paares als Verweisungszusammenhang angesprochen, sowie die Veränderungen, die sich im Zusammenhang gesellschaftlicher Veränderungen in der Wahrnehmung einer Krise ergeben. Zum Ende wird die Theorie der Moderne von Andreas Reckwitz eingeführt, die für die vorliegende Arbeit die wichtigsten theoretischen Konzepte und Fragestellungen liefert, nachdem ein Überblick über die französische Paarsoziologie um de Singly und Kaufmann skizziert wurde, von denen die wichtigsten Anregungen zum Thema Konjugalität in dieser Arbeit kommen.

Im, an diese Einleitung (2. Kap.) sich anschließenden, *dritten Kapitel* werden *Ausgangspunkte* für eine kulturtheoretische Beschäftigung mit dem Paar formuliert: Es geht um *Erwartungen*, die an das Paar in der Moderne herangetragen werden. Es geht damit besonders auch um Vorstellungen von Normalität, die sich auch normativ ausprägen. Eine dieser normativen Ausprägungen betrifft die inzwischen historische Hypothese der Brüchigkeit von Normalität und der Krise des Paares und der Familie sowie die noch laufende Diskussion um potentiell sich grenzenlos vervielfältigende Formen des Zusammenseins.

Allen voran steht die Frage im Raum: Welche Normalität soll überhaupt untersucht werden, wenn von *dem* Paar gesprochen wird? Man darf sich fragen, woran am Paar ›normal‹ oder ›stabil‹ und nicht ›krisenhaft‹ zu messen ist? Vorstellungen von Krise, Brüchigkeit aber auch Vielfalt können schwer objektiv verifiziert werden. Wo ist der Standort, von dem aus sich das bestimmen lässt? Und woran macht man das fest: An statistisch erhobenen Scheidungszahlen? An der Anzahl von Therapiebesuchen? An der Abweichung von differenzierungstheoretisch entwickelten Modellen? Oder im Vergleich damit, was man als Betrachter selbst für sich als Subjekt im Alltag für denk- und machbar hält? Interessant und relevant sind solche Bestimmungen gleichwohl, weil sie als Ausdruck der Kulturalität des Paares (von Paaren) und der Bezugnahmen

5 Reckwitz & Rosa, *Spätmoderne in der Krise*. S. 81f.

zum Paar verstanden werden dürfen. Im Vorgriff auf Kapitel 5 kann gesagt werden: Es sind die ›Diskurse‹, die uns helfen, solche Seh- und Verhaltensweisen einzuordnen.

Schaut man auf die Herstellung einer konjugalen Mikrokultur und von Normalität, dann lässt sich eines als überall vergleichbar skizzieren: In der sogenannten Gründungsphase der Beziehung konstruieren Paare eine eigene *Realität* per Konversation und schließen im weiteren Verfolg der Entwicklung bis in die ›Bestandsphase‹ die deutungsoffenen Situationen, die das Format Paar anbietet. Die Subjekte stellen ein Paar her. Es etabliert sich eine Ordnung, die weder als einheitlich noch als beliebig beschrieben werden kann.

Daher wird mit diesem Kapitel vorgeschlagen, nicht von *einem* Paar auszugehen, wie ihn Paarsoziologie oder *sociologie du couple* evozieren. Vielmehr soll von *Formen* des Paares gesprochen werden, die – im Unterschied zu Modellen – deutlich unterschiedliche Baupläne besitzen. Paarformen scheinen, von den Strukturmerkmalen des Paares und Formen der Konstruktion des Zusammenseins einmal abgesehen, den in ihnen zusammenkommenden Einzelnen sehr unterschiedliche, unvergleichliche Lebensformen anzubieten.

Auf der Grundlage der theoretisch gefassten ›Normalität‹ des modernen Paares, wird *im vierten Kapitel* das untersucht, was über alle Formen hinweg die Einzelnen motiviert, sich in eine Paarbeziehung zu begeben; jenes Kriterium mit vielen Bezeichnungen, ohne das heute keine konjugale Gründung sich mehr plausibel machen lässt:⁶ Es wird versucht, eine Sicht auf *Intimität* zu gewinnen, die für die praxeologische Perspektive Anschlussmöglichkeiten eröffnet. Intimität soll, man könnte hier sagen, als ›intersubjektive Bezugnahme‹ durch Praktiken sichtbar werden, wobei Emotionen oder Affekte einen besonderen Stellenwert in der Argumentation erhalten.

Ausgehend von dem soziologischen Befund, dass es die emotionale Funktion ist, die die Gründung eines Paares in den modernen Formen rechtfertigt, wird nach den Hoffnungen der Einzelnen gefragt, die sie mit einer Paarbeziehung verbinden. Ausgehend von – in klinischer Sicht speziellen – Reflexionen aus dem Alltag, wird eine Sicht auf Intimität vorgeschlagen, die ein *Feld der Intimität* als sozialem Ort von sehr verschiedenen Praktiken vorsieht, die durch Wohlwollen, Vertraulichkeit und Verbundenheit charakterisiert sind. In diesem ›weiten‹ Feld wird ein *Kernbereich* situiert, in dem verschiedene Handlungsanforderungen des Intimen identifiziert werden können, die die Strukturmerkmale der diffusen Sozialbeziehung zeigen. Hier werden zwei basale Richtungen einer ›Bezugnahme‹ zum anderen ausgemacht. Die Einzelnen können in der

6 Francesco Alberoni, *Je t'aime. Tout sur la passion amoureuse*, 1997.

Position desjenigen sich begeben, der sich jemandem *zuwendet* und in die Position dessen, der *Zuwendung erfährt*.

Diese Abstraktion intimer Formen erlaubt, das Intime in der Moderne als heuristisch relevante Ausprägung a) eines Empfangens und b) eines Gebens zu interpretieren:

a) eine *Individualität betonende Form*, in der das Gegenüber sich dem Subjekt zuwendet. Der Einzelne empfängt die Möglichkeit zur Entwicklung eines potentiell unendlich ausdifferenzierbaren Verständnisses von sich. Es ist ein ›zu sich selbst kommen‹; eine Selbstverwirklichung durch die Spiegelung des anderen. Um die Gabe des Gegenübers nutzen zu können, wendet das empfangende Paar-Subjekt Praktiken der Selbstreflexivität an, der Artikulation und Expression.

b) eine das *Zusammensein* und die Nähe betonende Form, in der der Einzelne sich einem Gegenüber zuwendet, zielt hingegen nicht auf Individuierung, sondern auf das Verschwinden des Individuellen, wie es bei Stern als das Erleben geteilter Emotionen und besonders im Affektuning deutlich wird.⁷

Es wird gezeigt, dass intimes Handeln im Paar in beiden Versionen als ›anerkendend⁸ zu verstehen ist. Eine Form ist dabei reflexiv, die andere nicht. Eine Form scheint zwei gegeneinander abgeschlossene Monaden hervorzubringen, die andere Form ein elliptisches Gebilde mit zwei Mittelpunkten. Beide Formen des Intimen setzen Dispositionen voraus, die in einem Subjektivierungsprozess erworben werden, der vor der konjugalen Gründung beginnt und im Paar weiter ausdifferenziert wird.

Im fünften Kapitel wird der kulturtheoretische Zugriff entwickelt, der den neuen Perspektiven auf das Paar zugrunde liegen soll: Es werden drei zentrale Handlungserklärungen vorgestellt. Zwei davon entsprechen den gängigen Handlungserklärungen kulturell interessierter Forschung: individuelles Wollen und Normen (und Werte). Es wird gezeigt, wie eine dritte Handlungserklärung, die am impliziten *Wissen* der Handelnden orientiert ist, unterhalb der Ebene von Werten und Normen ansetzt, aber auch jede dieser Erklärungen fundiert. Für sich genommen verzichtet jede der beiden ersten Handlungserklärungen auf wichtige anthropologische, biologische und sozialwissenschaftliche Forschungsergebnisse zu Bedingungen menschlichen Handelns und verliert damit an Potential für wesentliche Erkenntnisse mit Blick auf das Paar. Aus der dritten Handlungserklärung heraus argumentiert, scheint die aus ihrer Sicht individualistisch-kognitivistische *illusio* der ersten beiden Handlungserklärungen verantwortlich für solche theoretisch entwickelte Bilder vom Paar zu sein, in denen das Intime nicht vorkommt.

7 Daniel Stern, *Die Lebenserfahrung des Säuglings*, 9. erweit. Auf. 2007.

8 Axel Honneth, *Kampf um Anerkennung*, 1993.

Die dritte Handlungserklärung nun berücksichtigt Einsichten dahingehend, dass Handlungen *vorrational* ausgelöst und gesteuert werden und von *Kollektivität* schwer zu trennen sind. In einer kulturtheoretischen Perspektive, die diese Handlungserklärung in sich aufnimmt, wird die Vorstellung vom Handeln als einem zielgerichteten und rational abwägenden Verhalten ausgetauscht gegenüber der Vorstellung eines überwiegend vorrationalen, unwillkürlichen Verhaltens, das sich zuweilen auch zielgerichtet äußern kann. Im Unterschied zum Handeln basiert Verhalten auf inkorporiertem Wissen. Dieses Wissen soll für den in dieser Arbeit ausgearbeiteten Forschungsansatz von Paaren einen zentralen Stellenwert erhalten.

Im sechsten Kapitel werden drei kulturtheoretische Kategorien identifiziert, die als Beobachtungsinstrumente für Wissen und praktisches Verhalten des Paares genutzt werden sollen:

An erster Stelle sind die konjugalen Praktiken als routinierte Verhaltensweisen zu nennen. Die *Praktiken* werden durch inkorporierte Handlungsanlagen ermöglicht: Ohne zu überlegen, erlaubt die Inkorporation rasch und sicher zu agieren und hier die unterschiedlichsten Verhaltensweisen zu zeigen: einen Paarreit ausfechten, einen ›romantischen‹ Abend verbringen, Trennungsabsichten entwickeln. Es zeigt sich hier und später, dass Reflexion im und über das Paar und konjugale Kommunikation vorrangig durch Routinen ermöglicht wird. Die Routinen beziehen ihre inhaltliche und ihre ›methodische‹ Seite aus dem praktischen Wissensreservoir eines Kollektivs. Die Praktiken des Paares sind in dieser Sicht nicht nur vorreflexiv, sondern auch kollektiv gebunden. Es scheint daher sinnvoll, von konjugalen und intimen Praktikenkomplexen zu sprechen, die sich von Paarform zu Paarform unterscheiden. Ein wichtiges Ergebnis des Kapitels wird sein, dass Praktiken des Paares, die in der Forschung völlig gleich bezeichnet werden, aus kulturtheoretischer Perspektive sich als unvergleichbar darstellen. *Diskurse* als zweites Beobachtungsinstrument machen konjugale Praktiken sichtbar. Insbesondere mit Blick auf ein Interesse an einer (empirischen) Erforschung des Paares ist das sehr wichtig. Denn was Paare tun, geschieht hinter verschlossenen Türen und können die Beteiligten am Paar meist nicht gut verbalisieren, bzw. umso schlechter verbalisieren, je besser sie das Spiel beherrschen. Diskurse sind eine wichtige Möglichkeit, um auf Verhalten zu schließen.

Diskurse treten aber auch als Subjektivierungsdiskurse auf, die das korrekte und angemessene Verhalten innerhalb einer Form des Paares in Abgrenzung zu anderen Formen des Paares beschreiben. Es zeigt sich dabei: Jeder Paar- und Familienratgeber kann als Schrittmacher eines Subjektivierungsdiskurses betrachtet werden, aber auch verschiedene Beiträge sozialwissenschaftlicher und ökonomischer oder neurobiologischer Forschung.

Expressivität dient als letzte Beobachtungskategorie, durch die Bereiche, die in den intimen Praktiken einen besonderen Stellenwert haben,

sichtbar gemacht werden können: So kann der Affekt für eine kulturtheoretisch inspirierte Paarforschung erschlossen werden, der im Paar einen besonderen Ort hat.

Mitten in der eigenen kulturtheoretischen Argumentation zum Paar angekommen, wird *im siebenten Kapitel* die besondere Fassung, die Andreas Reckwitz der Kulturtheorie gibt und der Stellenwert seiner Arbeit in Deutschland skizziert. Es wird vor allem hingewiesen auf seine Auffassung von Theorie als Werkzeug, wodurch er eine forschungspraktische Schlussfolgerung aus der konstruktivistisch beschriebenen Bedingtheit bzw. Kontingenz von Forschung zieht. Andreas Reckwitz plädiert für eine Nutzung von jeder Theorie als Werkzeug,⁹ die zur Entwicklung von Heuristiken führt. Zum anderen legt er nahe, damit solche Zugänge fruchtbar zu machen, deren wissenschaftliches Ansehen in ihrer Zeit an ihrem Ort gering ist. Die vorliegende Arbeit versucht dieses heuristische Programm probeweise – und vielleicht das erste Mal im Hinblick auf das Paar umzusetzen.

Im achten Kapitel werden die Möglichkeiten und Folgen der Nutzung eines *Subjektbegriffs* für die Paarforschung erarbeitet. Hier werden zunächst das Subjektverständnis von Reckwitz und von Kaufmann nebeneinandergestellt und die wissensorientierte Position der strukturalen Familiensoziologie dazu positioniert. Das Subjekt der Subjekttheorie scheint eine verbindende Position einzunehmen zwischen den sich autonom erlebenden Individuen Kaufmanns und den die Strukturen bedienenden Individuen Oevermanns.

Davon ausgehend werden Ergebnisse einer kultur- und subjekttheoretischen Paarforschung produziert: In dem Begriff der *Form* findet sich ein Ausdruck für die milieugebundenen Erscheinungen des Paares. Es wird der Vorschlag Veynes und Foucaults aufgenommen, die »Analyse der historischen oder sozialen Formationen voranzutreiben, bis ihre singuläre Merkwürdigkeit offen zu Tage tritt«. ¹⁰ Indem wir das Beobachtete nicht zu schnell harmonisieren, sondern in der Entgegensetzung gegeneinander kontrastieren, erhalten wir eine abstrakte, aber dennoch realitätsnahe Darstellung von konjugalen Vorgängen. Das Subjekt selbst zeigt die Tendenz, Unterschiede seiner Paarformation gegenüber anderen zu betonen: Es ist affektiv an seine Form des Subjektseins gebunden und bildet eine hermeneutische Identität, indem es sich am kulturell anderen abarbeitet. Im *Spiel-Sinn* wird eine Vermittlung zwischen Regelwissen und Subjekt-Können hergestellt. Der Spiel-Sinn kann die Offenheit konjugaler Subjekte der neueren aber auch der älteren Formen

9 Reckwitz & Rosa, *Spätmoderne in der Krise*, S. 44.

10 Paul Veyne, *Foucault. Der Philosoph als Samurai*, 2009, S. 19.

für den Import des Wissens aus dem Feld der Ökonomie und der Wissenschaft zu erklären versuchen.

Der Spiel-Sinn ist Ausdruck für die Fähigkeit, Regeln geschickt einzusetzen. Wird er virtuos gezeigt, ermöglicht er dem Subjekt die »perfekte Vorwegnahme der Zukunft in allen konkreten Spielsituationen«.¹¹

Argumentiert wird, dass im Feld der Intimität, inklusive des Kernbereichs des Intimen, die intimitätsbezogenen ›Teil-Fähigkeiten‹ des Subjekts unterschiedlich ausgebildet und im einzelnen Paar nicht gleichgewichtig verteilt sind. Regeln einiger Formen des Paares scheinen indes weit ›anspruchsvoller‹ für die Umsetzung zu sein als andere. Verschiedene Formen scheinen – das soll deutlich werden – fast den virtuoseren Gebrauch der Regeln vorauszusetzen bzw. einen sehr weit entwickelten Spiel-Sinn.

Grundsätzlich mag das Interesse am gelingenden Spiel die Subjektivation antreiben. In einigen Zusammenhängen könnte das die Bereitschaft zur Verbesserung des Subjekts auf der Ebene des Spiel-Sinns deuten helfen. Wir schauen in diesem Kapitel auf eine historische Form des Intimen, wo das Regelwissen die Subjekte zu ›virtuoseren‹ Ausprägungen im Spiel-Sinn motiviert und wo das sich Einlassen auf das Intime riskant scheint. Wir schließen mit der Deutung eines sehr grandiosen Scheiterns/ Meisterns bei einem ›transparenten‹ Subjekt mit Hilfe der hier behandelten Kategorie.

Positionen des Paares können uns eine flexible Entwicklungsperspektive des konjugalen Subjekts und seiner Paarformation verdeutlichen, zugleich aber das Paar in bestimmten ›Funktionen‹ wahrnehmen lassen. Dies hat neben der Vertiefung der Kenntnisse zum Paar auch den empirisch-methodischen Vorteil, dass Paare in bestimmten Positionen durchaus sichtbar sind, in den meisten anderen jedoch nicht. Eine gut sichtbare Position wird in dieser Arbeit gewählt, um eine Praktik bzw. einen Teil seines Wissens zu erhellen:

Es werden die Position des Paares als erwachsene Kinder ihrer Eltern im Kontext der multilokalen Mehrgenerationenfamilie sowie die Position des Paares als Eltern vorgestellt. Diese beiden Positionen bilden den Ausgangspunkt für die letzten beiden Kapitel der Arbeit.

Das neunte Kapitel versucht sich an einer, hermeneutisch inspirierten, kulturtheoretischen *Interpretation* am Fall. Ausgangspunkt für eine kulturtheoretische Erforschung des ›forschungsaversiven‹ Paares, so lautet die Argumentation, können Tagebücher und Briefe bilden. Ein Eintrag in einem Elterntagebuch wird mit Hilfe der in Kapitel 6 eingeführten Beobachtungsinstrumente heuristisch (aus-)gedeutet, um Zugänge zu zentralen Wissenskomplexen im Paar zu erhalten. Dies geschieht anhand zentraler Positionen, die die Subjekte im Paar einnehmen können. Die

11 Pierre Bourdieu, *Sozialer Sinn*, 1987, S. 122.

Praktiken der Paarsubjekte werden mit Hilfe der kulturtheoretischen Abstraktion unterschiedlicher Subjektkulturen¹² interpretiert und können ›sinnvoll‹ gelesen werden. Die theoretische Rückbindung der Fallinterpretation erfolgt an unterschiedliche Subjektformationen und kulturelle Hegemonien der Gegenwart.

Das zehnte und letzte Kapitel setzt das postmoderne Paarsubjekt in den Mittelpunkt und schlägt vor, mit Hilfe des kultur- und subjekttheoretischen Zugriffs Konflikte im Paar als nomosbildende Interaktion aufzufassen. Es wird eine kulturelle Lesart von Konflikt und Kommunikation eingeführt und darin die kulturtheoretische Perspektive auf das postmoderne Paar angewendet.

Die Arbeit lässt sich in drei Bestandteile gliedern: In Kapitel 1 und 3 wird der Forschungsgegenstand Paar mit den dazugehörigen Forschungsaktivitäten und -ergebnissen eingeführt. Darauf aufbauend werden in Kapitel 4 bis 8 kulturtheoretische Werkzeuge in ihrer Eignung zur Beschreibung konjugaler Normalität angesehen und jeweils angewendet, um abschließend die Instrumente in Kapitel 9 und 10 fallorientiert auszuprobieren.

12 Reckwitz, *Das hybride Subjekt*.

3. Normalität und hochgesteckte Erwartungen

»Es gibt eine ehrwürdige Tradition in der sozialwissenschaftlichen Denkgeschichte, die Familie als Gegenstruktur zur Gesellschaft anzusehen, als sicheren Hafen in einer unruhigen Welt, als Hort des Privaten und der Intimität, als Rückzugs- und Schutzraum gegen die ›kalten‹ (rationalisierenden) Tendenzen der modernen Gesellschaft. Sie hatte aber in den letzten Jahren kaum noch Einfluss auf die Theoriebildung in der Familiensoziologie. Allerdings kommt diese Perspektive zum Teil noch in jenen Ansätzen zum Ausdruck, die in der gesellschaftlichen Modernisierung eine Bedrohung der Familie sehen. [...] Andere Ansätze heben demgegenüber die große Bedeutung für die Gesellschaft hervor. So wird etwa in der Theorie der Zivilgesellschaft die Familie als wichtige intermediäre Instanz zwischen Markt und Staat betrachtet (Cohen/Arato 1992). Und im Kontext der Theorie funktionaler Differenzierung bzw. der Modernisierungstheorie wird weiterhin ganz unspektakulär nach Aufgaben, Leistungen und Funktionen der Familie für die Gesellschaft und deren Teilbereiche gefragt.«¹

Es geht in diesem Kapitel darum, *auf drei Dinge aufmerksam zu machen*, die vielleicht still vorausgesetzt, doch üblicherweise eher am Rande bemerkt werden. Das Paar lässt sich als ein Ort beschreiben, an dem Bedeutsamkeit erfahren, Identität gewonnen, Gewohnheiten entwickelt, Erfahrungen geteilt, vielfältige Unterstützung empfangen und gegeben wird.²

1. Unterstrichen werden soll einerseits das, was man bei all dem seine *Normalität* nennen könnte. Das Paar erscheint hier als ein Ort, an dem das, was geschieht, sich im Regelfall – aus der Innenperspektive – ›in Ordnung anfühlt‹. Es fühlt sich in Ordnung an und das hat Gründe, die über die von Norbert Schneider und anderen genannten Merkmale hinausgehen. Trotzdem wird doch so mancher empirische Einzelfall – von außen betrachtet – für den Betrachter *nicht ›normal‹* oder nicht ›in Ordnung‹, zumindest aber für sich selbst als nicht erstrebenswert erscheinen.

1 Burkart, »Theoriebildung in der Familiensoziologie«, S. 183f., Hervorh. d. Verf.

2 Norbert F. Schneider, »Paarbeziehungen auf Distanz. Zum Stand der Forschung über eine soziologisch weithin ignorierte Beziehungsform«, 2009, S. 677–679.

Aber es ist eine besondere Normalität, banal einerseits: alltäglich, vertraut und unspektakulär. Das Paar macht den Alltag durchschaubar und erwartungssicher, bewältigbar und ganz allgemein verfügbar. Das Paar, eine ›moderne Einheit‹ ist für die Einzelnen kein Ort von Unsicherheit, Unklarheit und Offenheit. Zugespitzt ist *das Paar ein Ort ohne Überraschungen*. Was im Paar geschieht – auch das, was keiner der Beteiligten will – ist erwartbar, durchsichtig, zugänglich und im Regelfall so bejaht. Mit dieser Annahme startet dieses Kapitel und ein Teil der Arbeit wird versuchen, diese These zu ergründen und schließlich plausibel zu machen. Von außen wird häufig ein ganz anderer Gesamteindruck gewonnen werden. Da erscheinen die Einzelnen im Kontext von verschiedenen Verzweigungen des Krisendiskurses⁴ doch eher unsicher, überlastet und das Paar aber auch die Familie mit Erwartungen überfrachtet. Die ›wahren‹ Gründe für ein Leben im Paar (das von außen für den eigenen Geschmack banal, belastend oder nervenaufreibend erscheint) können typischerweise von den Einzelnen nicht gut benannt werden, so dass manches naive Nachfragen oder Ansprechen im Alltag vor allem Irritationen erzeugt⁵, aber auch der methodisch abgesicherte Einsatz von Fragebögen sehr unbefriedigend ausfallen kann.⁶

Das Wichtigste am Paar scheinen die Betreffenden weder zu wissen noch mitteilen zu können. Und auch auf der Suche nach dem, was normal ist, scheint Nachfragen eher seltsame Ergebnisse zu Tage zu fördern. Deswegen ist ein Großteil der empirischen Versuche, objektive Sachverhalte und erlebte Bedeutsamkeit zu rekonstruieren, von vorneherein zum Scheitern verurteilt – angefangen vom spektakulären Gründungsakt, der von modernen Mythen überlagert ist, über eine Entscheidung für Kinder, bis hin zu einzelnen Krisen.⁷

Von außen erscheint eventuell einfach ›grau in grau‹, was der konjugale ›Praktiker‹ in vielen Grautönen differenzieren kann, bei denen er

3 de Singly, *Sociologie de la famille contemporaine*. 4. Aufl., S. 46, ähnlich: Kaufmann, *Sociologie du couple*.

4 Kristin Kuck & David Römer, »Krisendiskurse in der BRD«, 2012.

5 Mathias Jaudas, »Der soziale Konflikt. Durch psychologische Begriffsbearbeitung zu einer verbesserten Konfliktbearbeitung«, 2021. Beispiele naiven Nachfragens liefern die direkten Fragen nach Alltagskonzepten, wie dem des Konflikts, um den Stellenwert von Konflikten oder den Umgang mit Konflikten zu klären.

6 Kaufmann, *Das verstehende Interview*.

7 Einen wichtigen Hintergrund liefert die Erforschung familialer und konjugaler Identitätskonstruktionen durch das Erzählen, wobei das ›richtige‹ Erzählen als eine Ko-Konstruktion der Familie in der Zeit erscheint – so Angela Keppler, »Familie als Gespräch. Zu Identität und Interaktionsform familiärer Gemeinschaften«, 1997. Ein eindrucksvolles Beispiel für inkorrektes sich erinnern: Paare (aber auch Einzelne) rekonstruieren ihren »coup

mit der Hälfte vielleicht sogar Positives verbindet. Von außen mag eine bestimmte Ehe einfach als belastend vorgestellt sein, und dennoch sind nicht nur zahlreiche Entlastungen vorhanden, sondern Dinge, die jeden stützen und halten. Auch Grautöne können das mindestens dumpfe Gefühl erzeugen, hier ›richtig‹ zu sein und hier nicht weg zu wollen.

›Hier richtig zu sein‹, mag einer der wichtigen Gründe sein, dass es das Paar, eingeschlossen des notwendig temporären Phänomens Familie, nach wie vor gibt. Was sich unter *normal* hier verstehen lässt, kann zwar nicht direkt, soll aber auf Umwegen deutlich werden.

2. Mit der Normalität lässt sich eine nur auf den ersten Blick widersprüchliche Eigenschaft vereinen. Die ›moderne Einheit‹ bildet den Ort zahlloser, als berechtigt erlebter, hoher und teils allerhöchster *Erwartungen*. Die Erwartungen beziehen sich auf das Gegenüber, den ›Partner‹, den ›Gatten‹ – und scheinbar ein wenig neutraler: den ›Conjoint‹. Sie sind – auch darin zeigt sich Normalität – im Regelfall im Paar ›erfüllbar‹. Sie erfüllen sich in teils gemeinsamen, teils einzeln vorgenommenen Vollzügen, in denen die Betroffenen mit- und teils neben-, manchmal auch gegeneinander auf ihre ›Kosten‹ kommen.⁸

Die Erwartungen erfüllen sich teils nach für die Einzelnen sehr klaren, verbindlichen Regeln⁹, teils nach Regeln, die für sie sehr strikt gelten, die aber keineswegs mehr so leicht zu fassen sind.¹⁰ Normativität wird produziert sowie die Kehrseite der Normen: die Werte¹¹, die in den meisten Fällen in weitgehender Übereinstimmung von den Elementen der Einheit vertreten werden. Dies ist ganz unabhängig davon der Fall, dass einige dieser Normen und Werte von wissenschaftlichen oder therapeutischen Beobachtern, die vor dem letzten Drittel des 20. Jahrhunderts geboren sind, mit deutlicher Skepsis betrachtet und kritisiert werden.¹² Sie erfüllen sich, *weil* das, was an dem Ort Paar geschieht, nicht die Erfindung der Subjekte ist, die Teil dieser Einheit sind. Was dort gewünscht, erwartet, erfüllt und enttäuscht, was erzwungen, ausgesessen, ausgehandelt oder, was mit dem anderen oder gegen ihn unternommen

de foudre«, obwohl die Gründung der Beziehung fast immer zu beschreiben wäre als ein Bündnis in kleinen Schritten, als »couple à petits pas«: Kaufmann, *Premier matin*, S. 53. Ähnliches: Barbara Bleisch & Andrea Büchler. *Kinder wollen. Über Autonomie und Verantwortung*, 2020.

8 Beck & Beck-Gernsheim, *Chaos der Liebe*.

9 Bertram, »Talcott Parsons«; Saied Pirmoradi, *Paar- und Familienbeziehungen im Iran: Eine kulturpsychologische Perspektive*, 2003.

10 de Singly, *Sociologie de la famille contemporaine*.

11 Axel Honneth, *Das Recht der Freiheit. Grundriß einer demokratischen Sittlichkeit*, 2011.

12 Illouz, *Die Errettung der modernen Seele. Therapien, Gefühle und die Kultur der Selbsthilfe*, 2009; oder z.B. bei Arnold Retzer, *Lob der Vernunftfebe. Eine Streitschrift für mehr Realismus in der Liebe*, 2009.